

Das Grauen, jemand sein zu müssen. Abgewehrte Leiderfahrungen und gesellschaftliche Integration

Von Individualisierung oder Individualität wird in der Soziologie seit einiger Zeit viel berichtet. Und auch darüber hinaus sind diese Kategorien in aller Munde. Etwa die Frage danach, ob wir heute wirklich allesamt so individuell und einzigartig sind, wie es andauernd gefordert wird, wird häufig gestellt. Die Skepsis diesbezüglich wächst unterdessen rasant. Die digitale Kulturindustrie fordert uns dennoch immerzu auf, nur wir selbst zu sein, authentisch und erfolgreich. Dann sind wir gut genug! In diesem Gemenge kristallisiert sich ein gesellschaftliches Verhältnis, welches sich in und an uns allen niederschlägt. Es ist eine Individualisierung, die nicht nur die Verantwortung für gesellschaftliche Probleme auf die Einzelnen überträgt, sondern die - paradoxerweise - sich gegen jede Individualität richtet. Sie findet ihren Ausdruck im Imperativ, jemand sein zu müssen. Diese Aufforderung impliziert nicht nur eine den abstrakten Verhältnissen adäquate Form subjektiver Identität, sondern entpuppt sich zugleich als objektiver Zwang.

Dass ich jemand sein muss, ist also ein Ausdruck von gesellschaftlicher Integration. Und diese bringt Verletzungen hervor, denn sie zwingt uns alles, was nicht verwertet werden kann, von unserem Selbstbild abzuschneiden. Indem wir uns solchen Anforderungen aber Tag für Tag fügen – allein deshalb, weil das Überleben sonst unnötig viel schwerer wird – vermehrt sich das Leiden noch. Warum wollen wir trotzdem *jemand* sein? Und wie kann es sein, dass die Verwirklichung dieses Anspruchs nicht nur zur Verdrängung von Leid, sondern sogar zu dessen (Re-)Produktion führt? Diesen Fragen widmet sich der Workshop. So werden wir uns zunächst damit auseinandersetzen, inwiefern wir nicht nur jemand sein wollen, sondern zugleich notwendig *niemand* sein können. Hinter diesem widersprüchlichen Verhältnis verbirgt sich eine Gleichzeitigkeit von Ohnmacht, der Individualisierung gesellschaftlicher Verhältnisse und der vielbeschworenen gesellschaftlichen Zukunftsarmut. Um dennoch zu bestehen, gilt der im schlechten Sinne rationale Imperativ, *niemand* sein zu dürfen. Denn als Arbeitskraftbehälter soll man vor allem eins: dem Staat nicht auf der Tasche liegen. Ganz in diesem Sinne erfreut sich auch das adäquate Ressentiment vom „Sozialschmarotzer“ anhaltender Beliebtheit. Wer – aus welchen Gründen auch immer – den Anforderungen nicht entspricht, soll dafür einen umso höheren Preis zahlen. Der Konformismus wird so zum Hass auf alles, was nicht integriert werden kann.

Im Workshop werden wir uns dem Gegenstand nähern, indem die gesellschaftlichen Voraussetzungen der beiden Imperative skizziert und deren subjektive Konsequenzen diskutiert werden. Schließlich werden wir anhand von Beispielen aus der Popkultur gemeinsam darüber diskutieren, wie diese verhängnisvolle Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Anforderungen alltäglich reproduziert wird.